



## Alles umsonst.

Roman von Walther Kabel.  
(Fortsetzung.)

**T**ch bin allerdings zum Nachfolger meines Kollegen Werner bestimmt worden, der die bisherigen Ermittlungen geleitet hat, jetzt aber plötzlich in einem anderen dringenden Fall nach auswärts gerufen worden ist", antwortete Lönning. — „Ich hätte auch eine Bitte, gnädigste Frau. Könnte ich vielleicht sofort, noch ehe es dunkel wird, den Tather in Augenschein nehmen? — Alles andere, was das Verbrechen anstreift, habe ich bereits von meinem Kollegen erfahren.“

„Aber gern, Herr von Lönning. — Lieber Baron,“ bat sie den der Tür am nächsten stehenden Oberleutnant, „Klingeln Sie doch bitte dreimal. Da sieht man an der Wand befindet sich der Druckknopf.“

Als der Diener erschien, händigte sie Lönning mit seinem schlüssel einen Schlüssel aus.

„Ich bin ganz gehorjam gewesen“, erklärte sie. „Herr Kommissar Werner sprach heute vormittag meinem Mann gegenüber den Wunsch aus, dass in meinem Schlafzimmer nichts verübt werden sollte, bis er wieder käme. Ich habe es daher abgeschlossen. Hier ist der Schlüssel. — Franz, führen Sie den Herrn Kommissar in den Seitengang und geben Sie jede gewünschte Auskunft.“

Als Lönning in Begleitung des Dieners das Schlafgemach der Kommerzienratin betrat, schaute er sich darin zunächst nur flüchtig um und ging dann sofort auf den Balkon hinaus, der zu den beiden Schlafzimmern des Ehepaars gehörte und auch von jedem der Zimmer aus betreten werden konnte. Nachdenklich sah all die Einzelheiten, wie das Verbrechen nach Ansicht Werners begangen sein müsste, nochmals vergegenwärtigend, blieb er in den Hof hinab, wo die grünlichen, längst entblätterten Linden standen, deren eine

der Dieb wahrscheinlich erstickt hatte, um sich zu überzeugen, ob das Schlafzimmer Frau Listows leer war. Dann wanderten seine Augen bis zu den Atelierfenstern des jungen Malers empor. Er begriff jetzt vollkommen, dass Werners Verdacht gegen Guido

gewahrt durch die örtlichen Verhältnisse nur noch verstärkt worden war. Eigentlich doch eine großartige Leistung von seinem Kollegen, wie dieser all die feinen Kombinationen so trefflich ineinandergerichtet hatte. Schade nur, dass diese ganze Weisheitsarbeit umsonst gewesen war. Und hier sollte nun er, Ferdinand Lönning, mit seinen geringen Erfahrungen zupacken und die aus dem toten Punkt angelangte Geschichte wieder flott machen, — hier, wo Werner, der „große Werner“ sogar versagt hatte! — Ihm wurde immer unbehaglicher zu mut. Vorbeeren gab's hier für ihn sicher nicht zu holen.

Leise ausspaziert verließ er den Balkon und trat in das Schlafzimmer zurück, wo Franz, noch immer wachsend neben dem verhüllten Frisiertisch stand, in dessen geschliffener Glasplatte sich noch vor etwa zwölf Stunden die farbigen Strahlenbüschel der Diamantengeschneide niedergewiegt hatten. Lönning blickte sich in dem mit lichtblauem Stoff ausgezogenen Raumje jetzt etwas eingehender um. Aber zu sehen gab's da leider nichts Besonderes. Und nur um irgend etwas zu fragen, wandte er sich schließlich an den Diener.

„Die Tür dort führt in das Zimmer des Kommerzienrats?“

„Zavohl, Herr Kommissar.“

„Gut. — Dann brauche ich Sie jetzt hier nicht mehr.“

Franz verschwand auf diesen deutlichen Wink hin sofort. Der frühere Leutnant der Kaiserlichen lehnte sich gegen das Ende des breiten französischen Bettes und starrte mit übereinandergeschlagenen Armen ziemlich missmutig vor sich hin. — Sollte er denn wirklich hier wieder fortgehen, ohne auch nur das geringste neue entdeckt zu haben? — Und wieder rief er sich all das ins Gedächtnis zurück, was Werner ihm über diesen schwierigen Fall mitgeteilt hatte. — Halt. — Ein Gedanke. In der verloschenen Nacht hatte es geregnet. Sonnte da der Dieb, der doch von dem nassen Hofe her in das Zimmer gekommen war, nicht vielleicht auf dem glänzend gebohrten Fußboden Spuren hinterlassen haben?! — Ob Kollege Werner daran nicht gedacht hatte?

Und ausgerüttelt durch diese bescheidene Hoffnung kniete sich Lönning schnell dicht bei der offensichtlichen Balkontür nieder und musterte die Dielen immer aufs neue mit größter Ausdauer. Kein



Ein Wilhelm Busch-Denkmal in Wiedenahl. (Mit Text.)

Fleckchen, keine Kratzspur entging seinen Blicken. Aber das, was er suchte, fand er nicht. Auch nicht vor dem Frisiertisch, wo der Dieb doch notwendig einige Sekunden auf einer Stelle festgestanden haben müsste, als er die Brillanten zusammenraffte. Dort hätten dessen feuchte Schuhsohlen unbedingt auf dem tadellos blauen Boden einen matten Abdruck zurücklassen müssen — unbedingt! Und feucht mussten die Sohlen bei dem anhaltenden Regen der gestrigen Nacht gewesen sein, zumal der Spitzbube doch fraglos ohne langes Zögern vom Hof her in das Zimmer eingestiegen war und seine Schuhsohlen daher in der kurzen Zeit unmöglich trocken geworden sein konnten! — Wie reimte sich aber dieser negative Befund mit der Theorie seines Kollegen Werner zusammen?! Wie?!

Lönnings erhob sich hastig. Sein Denken hatte eine ganz neue Richtung genommen. Ja, er müsste die Geschichte hier anders anpacken, wenn er zu einem Erfolg kommen wollte. Bissher hatte er die Sache immer nur von den Gesichtspunkten aus betrachtet, die ihm von Werner vorhin auf dem Polizeipräsidium in so erschöpfender Weise entwickelt worden waren und die in der Annahme gipfelten, daß ein unbekannter Täter von außen in das Schlafgemach eingedrungen sei. Und diese Annahme hatte ihn auch dazu bestimmt, aus dem Fußboden nach Spuren zu suchen. Er war also gleich mit einer fertigen Ansicht über die Art der Ausführung des Verbrechens an seine Aufgabe herangegangen, — ein Fehler, vor dem der alte Kriminalinspektor Wieling in Frankfurt, der ihn in die Praxis der kriminalistischen Tätigkeit eingeweiht hatte, nie genug warnen konnte. Also fort mit all dem, was der Kollege ihm als gutgemeinte Fingerzeige mitgeteilt hatte. Aus den nackten Tatsachen und dem, was er selbst daraus weiter zu kombinieren vermochte, müsste er sich seine eigene Theorie aufbauen. — Und so lehnte er sich abermals gegen das breite, elegante Bett und grubelte und grubelte. Sorgfältig wog er eine Möglichkeit gegen die andere ab. Aber immer wieder kam er jetzt dabei zu dem anfallenden Moment zurück, daß die nassen Schuhe des Diebes so gar keine Spuren hier in diesem Zimmer hinterlassen hatten. Dieser Umstand gewann jetzt an Bedeutung. Er mußte sich daher unbedingt über diesen Punkt völlige Sicherheit verschaffen. Da stand ja eine Wasserkaraffe auf dem Nachttischchen. Schon hatte er sein Taschentuch angefeuchtet und rieb sich nun die Sohle seines linken Stiefels damit ein. Daß einige Tropfen dabei auf den Boden flössen, lämmerte ihn wenig. Dann wartete er eine Weile und stellte nun den Fuß fest auf den Boden auf. Als er ihn nach einigen Sekunden wieder hochhob, war ganz deutlich auf der glänzenden Schicht der dunklen Bohnermasse ein trüber Fleck zu sehen. Aber — würde der auch von Bestand sein oder etwa nach einiger Zeit wieder verschwinden? — Nun, davon konnte er sich später überzeugen. Inzwischen war's vielleicht ganz angebracht, einmal in das nebenliegende Zimmer des Kommerzienrats einen Blick zu werfen. — — —

Franz war, als der Kommissar ihn weggeschickt, in die Küche zurückgekehrt, wo die beiden weiblichen Dienstboten ihn sofort mit allerlei Fragen bestürmten. Bereitwillig erzielte er jede Auskunft.

„Noch einen zweiten Kriminalkommissar haben sie uns jetzt hergeschickt“, sagte er etwas geringfügig. „Der wird auch nichts finden. Das ist ja ein ganz feiner. Aber scheinbar doch etwas gähnlicher als der Werner, der Vormittag hier war.“

Blödlich schrillte im Korridor die Klingel des Haustelesgraphen.

„Wiermal. Das gilt Ihnen, Beate“, meinte Franz und warf sich, ungeniert gähnend, in den Küchenstuhl am Fenster. — Das Stubenmädchen zupfte sich noch schnell vor dem Spiegel das weiße Händchen zurecht und eilte davon.

Die Köchin legte jetzt schnell den Teller, den sie eben in dem Spülloft gereinigt hatte, beiseite und trat ganz dicht an den Diener heran.

„Rüßen Sie, Franz,“ begann sie leise, „was mir vorhin eingefallen ist? Die Beate hat doch seit einiger Zeit einen Verehrer, der sie Techniker nennt. Der Mensch ist mir gleich nicht ganz gehuer vorgekommen. Und als wir letzten Sonntag im Orpheum auf dem Gesellenball waren, da hat er mich immer so recht neugierig ausgefragt, wie's hier bei uns im Hause zugeht. Ob unsere Herrlichkeit reich ist, ob viel Gesellschaften gegeben werden und noch manches anderes. Damals fiel mir die Aushorherei ja nicht auf. Wer denkt auch gleich etwas Schlechtes. Aber jetzt ...“ Gerade hier in Berlin sollen, in die Spitzbuben zuerst durch die Dienstboten sich so 'ne gute Gelegenheit auszupionieren suchen. Noch lebte man was Ähnliches in der Zeitung. Wär's nun nicht möglich, daß ...“ Ihren Verdacht deutlich auszusprechen wagte sie doch nicht. Aber ihr frisches, rotes Gesicht verzog sich dafür zu einer Grimasse, die vielfachend genug war.

Franz, der sich hier im Reich der Kochköpfe gern als den geistig Überlegenen aufzuwölle, wiegte sinnend seinen etwas groß geratenen Kopf hin und her.

„Möglich ist alles, Marie“, meinte er mit Bathos. „Aber beweisen, beweisen! — Hat der Schah von der Beate sich denn auch nach den Brillanten unserer Gnädigen erkundigt? — Das wäre vielleicht von größerer Bedeutung.“

Marie senkte etwas verlegen das schon leicht ergraute Haupt, auf dem der falsche Kopf so verräderisch mit seiner stumpfen brauen Farbe von dem übrigen Haar abstach.

„Ich will man ehrlich sein“, erwiderte sie dann zögernd. „Was fragt hat er nicht danach. Aber ich habe ihm selbst davon erzählt. Eigentlich nur um so'n bisschen zu prahlern.“

Franz riß seine Augen ganz weit auf. „Und das haben Sie der Polizei bisher verschwiegen, Marie?“ Wie könnten Sie nur?

„So wahr ich lebe — ich hab' wirklich erst eben dran gedacht“, verteidigte sie sich mit Eifer. „Und wenn Sie meinen, daß es wichtig ist, Franz, dann sagen Sie's mir dem neuen Kommissar. Aber nicht so, daß Beate etwas davon erfährt. Ich will mich nicht mit ihr verseinden. Sie hält auf den Karsten große Stücke.“

„Richtig — Karsten heißt er“, brummte Franz mit der Miene eines strengen Staatsanwalts. „Also, Marie, — ich werd's dem Kommissar schon nachher noch beibringen. Am besten, ich halte mich im vorderen Flur auf. Wenn er dann aus den Schlafzimmern zurückkommt, bietet sich 'ne unauffällige Gelegenheit dazu. Er wird schon ...“

„Pf — Beate!“ warnte die Köchin und hatte bereits wieder einen Teller vor, den sie, die Gleichgültige spielend, abtrocknete.

Das Stubenmädchen hatte kaum die Küchentür ins Schloß gedrückt, als sie auch schon Kopfchütteln losplachte:

„Kinder, wat mit unterm Fräulein los is, dat möjen die Götter wissen!“ Für gewöhnlich berührte sie nicht, weil's ihr zu ungebildet vorkam. Aber in der Erregung verfiel sie doch bisweilen in den lieblichen Dialekt ihrer Kindertage, wenn sie sich auch immer recht bald wieder auf sich selbst besann. „Also die gnädige Frau sagt, ich soll Fräulein Asia in den Salon bitten. Der Herr Baron sei da. — Wir wissen ja, was unser Fräulein von dem Baron hält. Sie sagt also zu mir: Ich habe Kopfschmerzen. — Ich wußte gleich Bescheid, was das für Kopfschmerzen sind. Dann sag' ich: Der Herr Baron hat noch einen anderen Herrn mitgebracht, einen neuen vom Kriminal, und der sieht sich jetzt das Schlafzimmer der gnädigen Frau an. — Gleich war sie anders, springt auf, sagt das Blaue vom Himmel herunter. Alles von dem neuen Kommissar. Und dann sagt sie: Ich werde kommen, — und jetzt ist sie auch schon im Salon. — Weiß Gott, was das alles zu bedeuten hat?!“

Schon morgens hat sie doch den Portier so komisch ausgehörcht, rennt dann zu Herrn Gebhard ins Gartenhaus, und nachdem erkundigt sich wieder der Kommissar, der zuerst hier war, bei der Schubert so auffallend genau ... Daraus soll ein anderer Kling werden. Ich weiß nicht, ich hab' so das Gefühl, als ob ... Aber ich will mir nicht den Mund verbrennen. Sicherer ist schon man behält alles für sich.“

„Stimmt“, sagte Franz und erhob sich. „Besonders wenn man so'n Zeugs zusammendenk, das doch nur Unsinne ist.“ Dann verschwand er, um dem Kommissar aufzulauern.

Franz hatte Glück. Erst wenige Minuten hatte er sich in dem Korridor des linken Seitenflügels herumgedrückt, anscheinend eifrig den Staub von den Paneelbrettern wischend, als sich die Tür des Schlafgemachs der Kommerzientätin öffnete und Lönnings

„Ah — gut, daß ich Sie treffe“, begann dieser sofort ungewöhnlich den Diener herbei. „Treten Sie ein. Ich habe Sie nach etwas zu fragen. Nichts, was mit dem Diebstahl zusammenhängt“, fügte er hinzu, als sie wieder in dem Zimmer Frau Listow standen, wo es jetzt schon ziemlich dümmig war. „Sie können mir über einiges Auskunft geben, was gerade herrschäßliche Einer am besten zu wissen pflegen. Ich bin erst kurze Zeit in Berlin und kenne die hiesigen Geschäfte so gut wie gar nicht. Niemand vielleicht ein guter Schuhmacher bekannt, — nicht allzu teuer. Ich lege aber Wert auf vorzüglich ügende Fußbekleidung.“

Der ohnmüngslose Franz fühlte sich durch diese Leutelsglei des Kriminalkommissars außerordentlich geschmeichelt.

„Ich wußte schon einen Schuhmacher, der tödlich arbeitet“, meinte er eifrig. „Der Herr Kommerzientrat ist dort ebenfalls Kund. — Meinhard in der Kantstraße, — Kantstraße 233, gleich am Savignyplatz.“

„Und der Kostenpunkt? — Was würden zum Beispiel ein Paar Lackschuhe für Gesellschaftsweise kosten?“ steuerte Lönnings kling berechnend immer näher auf sein Ziel zu.

„Der Herr Kommerzientrat hat noch letzte Woche ein Paar geliefert bekommen. Preis dreißig Mark. Wenn Sie es rumschicken, kann ich die Schuhe holen, damit Sie sich die Machart anschauen, Herr Kommissar“, erklärte Franz mit größter Bereitwilligkeit.

„Wenn Sie so gut sein wollen“, nützte Lönnings, ohne sein ohnmüngs Interesse an diesem Zwischenspiel jedoch irgendwie zu verraten.

„Sehr gern. Die Stiefel stehen ja gleich im Nebenzimmer in dem großen Garderobenschranks.“

Franz war schnellstens wieder zurück. Lönning nahm einen der vielgelbglänzenden Lackschuhe und trat damit an die offene Balkontür, wo es noch hell genug war, um dieses Meisterstück eines weltberühmten Schuhfertigungskünstlers bewundern zu können.

„Gefällt mir“, sagte er nach kurzer Musterung. „Elegante Form. Habe nichts daran auszusetzen. — Die Schuhe scheinen noch gar nicht getragen zu sein“, fügte er so nebenbei hinzu.

Nur einmal. Gestern abend hatte der Herr Kommerzienrat sie zu der Gesellschaft an.“

Lönning ging es wie ein elektrischer Schlag durch den Körper, als er sich diese innere Erregung nicht anmerken. Scheinbar aber müßig reichte er dem Diener den glänzenden Stiefel zurück.

„Ich danke Ihnen. — Also — wie hieß der Schuhmacher?“

„Reinhard — Hanftrosche 233.“

„Sint. — Und wie steht's mit einem tipp-toppen Schneider?“ Auch in dieser Beziehung vermochte Franz dem Kommissar zu erstaunen, nicht zu teure Firma zu nennen. Und Lönning läßt sich jetzt sogar, um die Komödie recht wahrheitsgetreu zu führen, die beiden Adressen auf. Als er sein Notizbuch zu erfortgesteckt hatte, sah sich Franz wirtlich ein Herz und zog ihm jetzt unständlich den Verdacht mit, den die Kächin gegen seinen neuesten Verehrer geäußert hatte.

Der Kommissar ließ den Diener ruhig anreden, obwohl dessen unzählige Entlösungen ihm durchaus nicht so schwerwiegend erschienen. Aber aus Angstheit heuchelte er nachher doch die größte Überraschung.

„Was Sie sagen!“ meinte er scheinbar ganz feiner und zart. „Das kann ja von ganz außerordentlicher Wichtigkeit sein! Endlich eine Spur. Dem bisher tappen wir ja völlig im Dunkeln. Bestellen Sie jedenfalls der Kächin, daß sie zu seinem kleinen davon ein Wort spricht, zu seinem. Auf Ihre eigene Sicherungshinricht kann ich mich so wohl verlassen. — Noch eins. Wo wohnt dieser Techniker Karsten denn? Suchen Sie es doch zu fahren und schicken Sie mir dann die Adresse in einem Brief und klag nach dem Polizeipräsidium. Hier ist meine Karte, — und dies nehmen Sie für Ihre Bemühungen.“ Er drückte ihm ein Dreimarkstück in die Hand. „So, jetzt ist meine Ausgabe vorläufig hier erledigt. Ich werde dieses Zimmer wieder abschließen. Gegen neun Uhr abends komme ich nochmals her, daß ich mir den Raum auch bei künstlicher Beleuchtung ansehen muß. Adieu. Die Herrschaften sind wohl noch im Salon.“

„Wahrscheinlich. Herr Kommissar gestatten — ich werde vorangehen.“

Weitrap und die beiden Damen hatten sich inzwischen jedoch in den Ristoros behagliches Damenzimmer zurückgezogen. Die höheren Portieren vor den Fenstern waren geschlossen, und über dem runden Tischchen brannte nur die mittlste, von einem gelblichen Schirm verhüllte Flamme der zierlichen Deckenlampe, so daß der kleine Raum in ein verschwommenes, Gemütlichkeit verbreitendes Dämmerlicht getaucht war.

Als der Diener jetzt den Kommissar meldete, erhob sich die Kächin von Zoutseeven streifte, die gleichfalls aufgestanden war.

„Entschuldigen Sie, ich vergaß ganz, — meine Tochter — Herr

Kriminalkommissar von Lönning. — Und jetzt nehmen Sie bitte Platz. Darf ich Ihnen vielleicht eine Tasse Tee reichen? Oder soll ich Ihnen einen Kaffee vor? Oder beides? Dort stehen auch Keksen. Bitte bedienen Sie sich. Aha und ich räuchern selbst, — ich erübrig mich jede Rücksicht.“

Lönning fühlte sich schnell heimisch in dem kleinen Kreise. Als Kinderschloß mußten zunächst Theater, Konzerte und andere allgemeine Begriffe erhalten, — wie immer unter Menschen, die nie zum ersten Male sehen und genug Takt besitzen, um sich gegenüber erst etwas zu sondieren, bevor sie ein intimeres Thema ansatzten. Und zwar war es der Baron, der die Unterhaltung mit eintrittenden, aber in etwas alzu lehrhaftem Ton vorgebrachten Beurteilungen immer aufs neue anregte. In der Kommerzienrat fand er eine aufmerksame, geistvolle Partnerin, mit der er bald in einen lebhaften Meinungs austausch über Reinhard's zweite Künstlerkunst verwickelt wurde. Diese Gelegenheit benutzte Aha, um sich an den neben ihr sitzenden Kommissar mit einer Frage zu wenden, die ihr geradezu auf den Lippen brannte.

„Haben Sie eigentlich Hoffnung, daß Mama ihre Brillanten wiederholt, Herr von Lönning?“

Der Kommissar, der sich schon die ganze Zeit über von den Augen dieses eigenartig schönen Mädchens beobachtet fühlte, wandte sich daraufhin seiner Nachbarin vollends zu und meinte mit leichter Verbeugung:

„Wenn ich ehrlich sein soll, gnädiges Fräulein — nicht sehr viel. Es ist ein Fall, der so gar keine Handhabe bietet, an irgendeinem Punkt mit energischeren Ermittlungen beginnen zu können.“

Das war zwar nach dem jetzigen Stande der Dinge alles andere als die Wahrheit. Aber Lönning war durch das, was Kollege Werner ihm von der Tochter der Kommerzienrätin erzählt hatte, doch etwas argwöhnisch geworden und wollte sich auf seinen Fall irgendwie eine Blöße geben.

Aha senkte leicht auf. „Die arme Mama. Den Verlust der anderen Preziosen würde sie ja leichter verschmerzen. Nur das Brillantkollier — es befindet sich seit einem Jahrhundert im Besitz der Familie van Zoutseeven — ist ihr sehr aus Herz gewachsen.“

„Nun, ich will ja nicht gesagt haben, daß es gänzlich ausgeschlossen ist, den Dieb zu fassen“, meinte Lönning mit voller Absicht. „Ob erlebt man ja bei Kriminalfällen, die anfanglich ganz unerträglich schienen, die merkwürdigsten Überraschungen.“

Die letzten Sätze hatte er etwas leiser gesprochen. Die erwartete Wirkung blieb nicht aus. Das junge Mädchen zuckte leicht zusammen. Und häufig, fastängstlich kam dann die ebenso leise Frage:

„Überraschungen? — Wie meinen Sie das, Herr von Lönning?“

„Nun — bisweilen verrät sich der Täter durch eine kleine Unzumutlichkeiten doch noch. Ein Plan kann noch so schlau ausgedeutet sein, — eine schwache Stelle weist ein jeder auf.“

Aha hatte sich etwas vorgebeugt und schaute den Kommissar festsam durchdringend an. In ihrem Blick lag etwas so auffallend Verschwendendes, daß Lönning jetzt deutlich den Eindruck gewann, sie müsse mehr über den geheimnisvollen Diebstahl wissen und ein weitgehenderes Interesse daran haben, als sie bisher zugegeben hatte. Kaum war er aber hierüber mit sich ins Klare gekommen, als er auch sein Verhalten sofort änderte. Diese junge Dame durfte man als Gegnerin nicht unterschätzen. Deshalb war's besser, daß er ihr eine möglichst geringe Meinung von seinen Fähigkeiten bei brachte, obwohl ihm dieses ganze Komödienspiel im Innersten seines Herzens recht wenig behagte.

„Wie gesagt, gnädiges Fräulein,“ nahm er den letzten Satz wieder auf, „eine schwache Stelle hat jeder Gaunerreich. Es kommt nun darauf an, diesen Angriffspunkt herauszufinden. Und ob gerade ich dazu die geeignete Kraft bin, möchte ich doch sehr bezweifeln. Tatsächlich: ich habe ja erst so geringe Praxis in meinem Beruf. Sicherlich wäre Ihrer Frau Mutter viel mehr damit gedient gewesen, wenn mein Kollege Werner den Fall weiter bearbeitet hätte. Den nennen Sie unter uns den ‚großen Werner‘, — wohl nicht zu Unrecht.“

Über Ahas seines Gesichts glitt ein leichtes Lächeln. „Vielleicht sind Sie gar zu bescheiden, Herr von Lönning. Wenn Ihre Vorgesetzten nicht ein gewisses Vertrauen in Sie setzen würden, wäre Ihnen dieser Auftrag doch wohl kaum übertragen worden.“

Der frühere Herrenreiter klapperte aus alter Gewohnheit leicht die Hände zusammen und verbeugte sich übertrieben ließ.

„Außerordentlich schmeichelhaft für mich, gnädiges Fräulein. Wie gern möchte ich mich dieses Vertrauens würdig erweisen. Aber die Kriminalistik ist halt ein Sattel, in dem ich mich bis jetzt noch gar nicht so sehr fühle — leider.“

(Fortschima folgt.)

## El Matadreo.

Von Al. b. 16. Arneiger.

(Abdruck verboten.)

**G**es war schon Mitte September, dazu befand sich die Sonne im Süden. Aber dennoch bestimmt ihre glühenden Strahlen gleich verzehrendem Feuer die Südhänge des Arbagebirges. Raue, wunderlich phantastische Gesteinsmassen, die sich in wilden Schluchten hinab in die todeshauchende Enöde senkten — die Wüste.

Die Wüste! — Gleich einem unabsehbaren Leichentuch, einfarbig und still, lag die ewig gelbweiße Ebene vor dem Auge des Beobachters, mit dem Horizont verschwindend, so daß niemand zu sagen vermochte, wo sich Himmel und Erde schieden.

Alles Leben schien erloschen, kein fröhlich zwitschernder Vogel in der Luft, kein Tier der Erde unter diesem blinthaub auf der weiten Fläche, über welcher die Luft vibrierte und zitterte, sobald ein leiser Lustzug sich von den Bergen herüber verlor.

Ja, es war die Sahara, jener furchtbare Ozean aus Staub und Feuer, der sich hier in seiner Unendlichkeit breitete und lautlos still des Schreito barste, der den beweglichen Sand zu Hügeln und Bergen führte, die Knochenreste verschütteter Karawänen blöckte und mit seinem glühenden Atem die Verküpfung Schritt für Schritt nach Norden trug.

Die Sahara, wo der heulende Schafal und der beutelüsterne Tuareg der furchtlosen Karawane folgt. Wo über dem Schlaf des erwarteten Wanderers das Donnergebrüll des Löwen dröhnt, die Lanze und der Patagan des mordgierigen Feindes schwebt.

Wenn, wie der große römische Dichter singt, der, welcher sich auf das große unendliche Meer hinauswagt, die Brust dreischaf mit Erz umpanzert haben soll, so muss wahrlich derjenige, welcher sich in die Gewässer der Sahara stürzt, das Herz selbst von Erz haben. — Aber was auf der Erde vermag wohl die Habsucht, den Hass, die Eitelkeit und die Torheit des Herrn der Schöpfung zurückzuschrecken? —

Auf dem Abhang der Felsen, zwischen Gesteintrümmern, spärlichen Kakteen und niedrigen Frächerpalmen fast verborgen, stand ein kleines Zelt von jenem dunklen Filzstoff, wie ihn die Araber für ihre lustigen Wohnstätten lieben.

Dicht neben dem Zelt lag wiederläufig eines jener langhaften Dromedare von der so seltenen weißgrauen Rasse, welche wegen ihrer wunderbaren Schnelligkeit so sehr geschätzt sind und deren Beine — um den arabischen Ausdruck zu gebrauchen — „die Erde verschlingen“. — Der Araber treibt mit diesen Tieren denselben Kultus wie mit den schönen Pferden der echten Rasse. Und nie, oder doch nur äußerst selten, gelangt ein Europäer in den Besitz eines solchen Kameldromedars.

Dennoch aber war der Besitzer dieses edlen Tieres ein Europäer, obgleich man ihn seiner Tracht und seines Gehabens wegen kaum für einen solchen zu halten geneigt sein möchte.

Eine ungewöhnliche Erscheinung war der Mann, der da, nachlässig an einen Felsen gelehnt, schaute in die Wüste hinauspähte.

Obgleich ein dunkler Kabuliburnus seine Gestalt fast völlig umhüllte, sah man doch, daß diese groß und kräftig war.

Er trug die roten Hosen der französischen Militärs und Stiefel von rohem, starkem Leder. Sein Oberkörper steckte in einem wollenen Jagdhemd, das unter der Taille von einem breiten Ledergürtel zusammengehalten wurde. In diesem steckte als einzige Waffe, außer der griffbereit am Felsen lehnenden Büchse, ein langer türkischer Dolch mit breiter, krummer Klinge und einem Griff von Elfenbein.

Von dem Gesichte des Mannes war wenig genug zu sehen, da er die Kapuze seines Burnus tief in die Stirn gezogen hatte. Alles was man zu erblicken vermochte, war ein dichter schwarzer Wollbart um ein Paar blutrote Lippen, und eine fast braun gebrannte kräftige Nase, über der zwei dunkle Augen in düsterem Feuer brannten.

Lange stand er so und starrte hinunter in die unabsehbare, laut- und bewegungslose Fläche.

Wölfisch richtete er sich straff auf und sah mit etwas vorgebremtem Oberkörper eine horizont sichtbar werdende kleine Staubwolke fest ins Auge.

Langsam glitt seine Hand unter den Burnus. Ein Krimstecher kam zum Vorschein, durch den er eine Weile scharf die Einöde vor sich musterte.

Das Ergebnis mußte ihn befriedigen, denn

tieß aufseufzend stieß er das Glas fort und lehnte sich wieder wortend an die Felsenwand. — Die Staubwolke vergrößerte sich rasch, teilte sich endlich, und nun konnte auch das unbewaffnete Auge bereits die Konturen eines mit ganz unheimlicher Geschwindigkeit heranschreitenden Kamels erkennen.

Näher und näher flog das Tier, und in kaum einer Viertelstunde hielt der Reiter an am Felsen.

Auf einen kurzen Ausruf fiß sich das Kamel nieder. — Der Reiter stieg ab, löste von dem Sattel einen Schlauch mit Wasser, aus welchem er sein zwanzig am Boden verharrendes Reittier sorglich tränkte. Nachdem er ihm dann noch ein Säckchen mit Bohnen an dem Kopf befestigte, eine Weile leise zu ihm gesprochen und es liebkosend geklopft hatte, soß er seinen Burnus und begann langsam den Felsen emporzuhüpfen.

Der Mann oben rührte sich nicht. Seine Flammenaugen des Aufkommelings. Und erst als sichtbar wurde, ging er ihm lang-



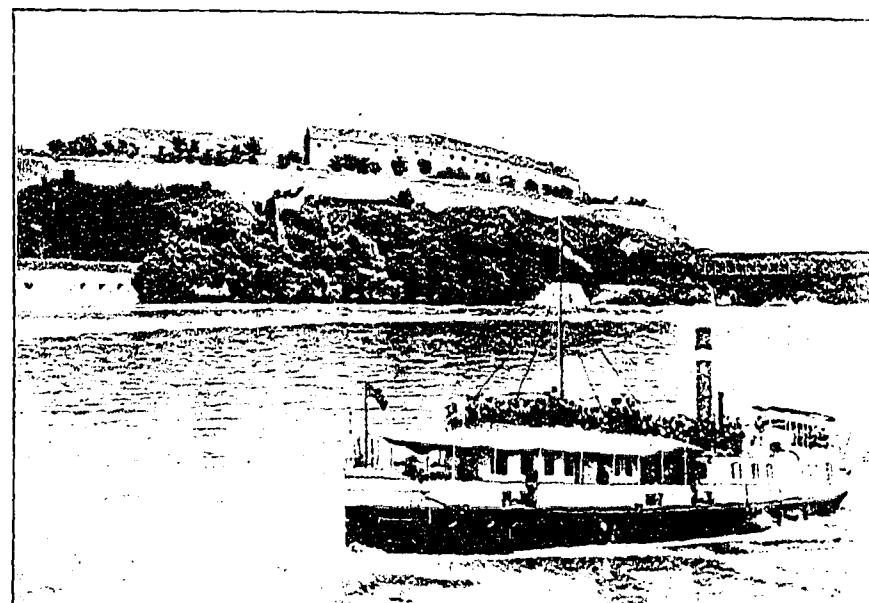
Zisterrohrhändler in den Usambarabergen von Deutsch-Ostafrika. (Mit Text.)



William Gahm,  
Bürgermeister von Rempt. (Mit Text.)



Das erneuerte Kriegerdenkmal in  
Greifenseberg i. Schl. (Mit Text.)  
Phot. W. Rother, Greifenseberg



Ein neuer österreichischer Kriegsplatz an der Donau. (Mit Text.)

ich unter den heiligen Schutz der Gastfreundschaft gestellt. — Dann sah er ernst und fragend auf seinen Wirt, der inzwischen einen Tschibuk entzündet hatte, den er seinem Gast mit den Worten reichte: „Friede sei mit dir, Abu Said, edler Scheich der Beni Marfesch. Ruhm und Ehre folge den flüchtigen Hirschen deines Katis, deines Zießroßes!“

Deutend neigte der Angeredete den Oberkörper, ergriff die Peise und ist langsam ein paar Züge. Lange verharrte in Schweigen das Haupt des gesenkten. — Beschwingt beobachtete ihn sein Wirt.

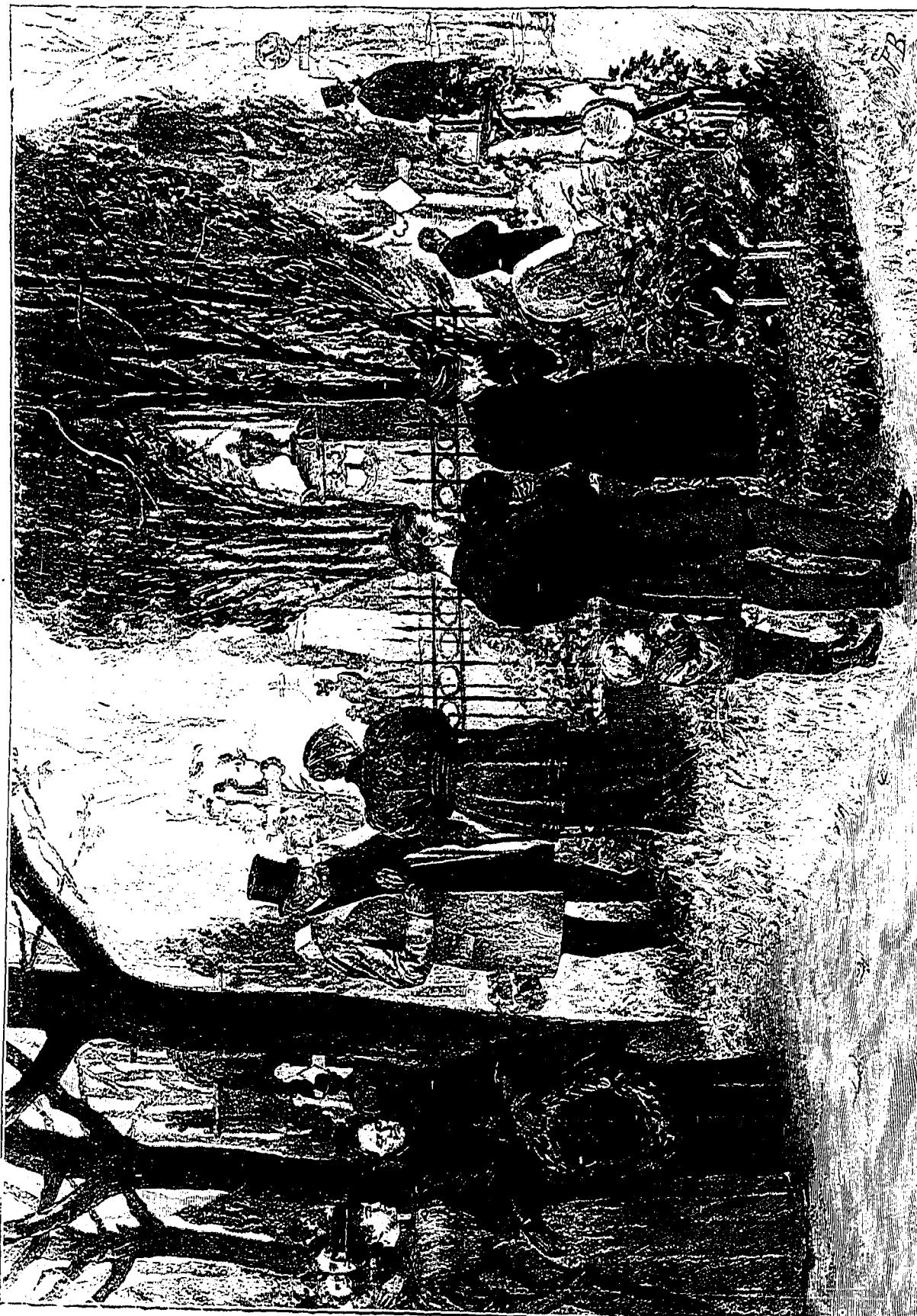
Scheich Abu Said mochte etwa sechsundzwanzig Jahre zählen. Aber obgleich noch jung, war er nicht bloß unter den Stämmen der Wästenarze, sondern der ganzen Agelzila, des Ribau und der Bulaa Rail berühmt. Von den Französen nicht ohne Awohn und Bedrohung bevägtelt — war er doch ein Abkömmling ihres nun unzähligen großen Abdessader —, und er machte aus seinem Hass gegen die Fremden auch durchaus kein Hehl.

Von mittelgroßer, schlanker Gestalt, jedes überflüssigen Fleisches bar, bestand er fast nur aus Haut und Muskeln, wie die berühmten Kenner seiner Heimat.

Er hatte die Kapuze seines Burnus zurückgeschlagen und zeigte unter dieser den kleinen Kopf mit dem geschnittenen Haar durch ein grünes seitenes Tuch turbanartig umwickelt.

Seine Züge waren intelligent, seine Nase groß und schmal, und das schwarze Auge selbst in seiner gewöhnlichen Ruhe stolz und funkelnd. Ein Ausdruck musste sein Ausdruck furchtbar sein. Nase und Wangen beschattete ein großer, schwarzer Bart, aus dem die spitzen Zähne räubtierartig blickten.

Bei der Öffnung des Burnus zeigte sich seine Brust in einer reich mit Gold gestickte türkische Weste von grünem Stoff geteilt, während ein Schal von roter italienischer Seide das weiße Krabehemd und seine schlanke Taille über den breiten Hüften umschlängt. Eine Waffe steckte in diesem Gürtel, den sonst ein ganzes



Zum Mittwochstag. Von Paul Wunder

Arsenal von Pistolen und Dolchen zierte. Seine Geschicklichkeit in den Waffen, sein Mut und seine Tapferkeit als Krieger und Jäger waren berühmt und selbst von seinen Feinden anerkannt. Er selbst hielt nur einen Menschen auf der Welt in diesen Dingen für seinen Meister. Das war sein augenblicklicher Wirt.

El Matadreo, der Löwentöter, der ihm das Leben gerettet hatte, und den er deshalb zugleich liebte und hasste.

Endlich hob der junge Scheich den Kopf. Seine Augen flammten jäh in die des Matadreo. Und langsam mit der schmalen, feinen Hand auf die untergehende Sonne deutend, sagte er ernst:

„El Matadreo hat mich gerufen zu der Zeit, wenn das Tagesgespenst sich anschicken wird, in das Meer zu tauchen. Da bin ich. Mag mein Bruder mir sagen, was er wünscht!“

Der Matadreo zögerte etwas. Sein forschender Blick glitt abwärts über das düstere Gesicht seines Begleiters, dann antwortete er langsam: „Dein Auge blist finster, und ich hätte doch eine große Bitte an dich.“

Leicht berührte der Scheich seine Hand. „Der tapfere Franke möge sprechen. Er, der dem Löwen, ohne mit der Wimper zu zucken, in das Auge sieht, weiß, daß Abu Said El Marlesch sein Freund ist, und alles, was er besitzt, ihm zu Gebot steht!“

Der Löwentöter nickte. „Ich kenne deine offene Hand. Aber ich bedarf nicht deiner Güter. Was ich von dir erbitte, ist etwas Schweres für dich, und es wird deinem Herzen Überwindung kosten, mir die Gabe zu bewilligen!“

„Der Koran spricht: Je schwerer die Überwindung, desto größer das Verdienst! — Abu Said verdankt dem Matadreo sein Leben. Und als der Löwe, der auf seiner Brust stand, von der Kugel des tapferen Franken getötet wurde, hat er geschworen, ein Schuldner zu sein und diese Schuld zu lösen! — Der Scheich der Marlesch hat nichts, was er nicht gern dem Fremden darbieten würde, und wäre es selbst Rati, seine Lieblingsstute mit den geflügelten Füßen.“

„Auch deine Schwester Zoraide?“

Der Scheich fuhr zurück. Die Falten auf seiner Stirn vertieften sich. Jäh flammten seine Augen auf. „Was willst du damit sagen? — El Matadreo verachtet die Weiber — wir haben dir genug zusammen gejagt, daß ich es wissen kann!“

„Es muß Eissenheit zwischen uns herrschen, edler Scheich“, rief wieder der Löwentöter. „Ja, es ist wahr, ich verachtete die Weiber, bis — ja, bis ich deine Schwester, die Perle des Tales, kennen lernte. Aber diese liebe ich mit aller Glut meiner Seele. Jeder Atemzug gehört ihr. Auch sie liebt mich, und ich will sie zu meinem Weibe machen! Wohl weiß ich, daß ich zu arm bin, um dir das Brautgeld zu bieten, das die Tochter deines Geschlechtes verdient. Deshalb, und nur deshalb, wie ich das kleine Verdienst, das ich mir durch einen glücklichen Zufall um dich erwerben konnte, in die Wag schalte, und bitte dich, mir dafür Zoraide zu geben!“

Der Scheich war aufgesprungen. Düsler starrte er auf den Boden. Gewaltige Leidenschaften durchzogen offenbar seine Brust. Auch der Matadreo hatte sich erhoben und blickte gespannt auf seinen Gast.

Das Blut Zoraides stammt aus den Adern Omars. — Du weißt nicht, was du verlangst, Franke!, murmelte der Araber endlich dumpf.

„Ich weiß es, Scheich! Darum eben erinnerte ich dich an jenen Schuh!“

„Sie ist eine Bläubige, — und du bist ein Giaur!“

„Die Ehen zwischen Eingeborenen und Christen sind in diesem Lande nichts Seltenes. Wir glauben alle an einen Gott!“

Wieder schwieg der Scheich längere Zeit. Mit fieberhafter Spannung beobachtete ihn der Löwentöter. Endlich zuckte er auf. Ein Blick tödlichen Hasses streifte den Matadreo. Er schien einen Entschluß gefaßt zu haben. Dann sagte er eilig:

„Abu Said el Marlesch, der Sohn Nadurs, des großen Scheichs der Wüste, hat noch niemals sein Wort gebrochen. Er gab es dem Matadreo. — Wird die Schuld Abu Said's gegen ihn als gelösigt betrachtet, wenn er sich verpflichtet, ihm seine Schwester Zoraide morgen, wenn die Sonne im Mittag steht, als Eigentum zu geben? Er möge es wohl bedenken, daß die Marlesch dann frei von jeder Verpflichtung gegen ihn sind!“

Die Stimme des Arabers klang scharf, und der Matadreo bemerkte nicht den heimlichen Triumph, der aus seinen dunklen Augen flammte. Glühend rief er:

„Es gibt nichts auf der Welt, das ich mehr liebe, als deine Schwester. Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne, wenn die Sonne im Mittag steht, magst du sie holen. Die Braut wird den Liebsten erwarten, allein, ohne ihre Verwandten, nur von zwei Sklaven begleitet, an den sieben Palmen zwischen hier und der Festung der Franken. Nichts soll an ihrer Mäßigkeit fehlen!“

„Ich kenne den Ort! — Ich danke dir, Abu Said, du hast edelmäßig gehandelt!“

Wieder flammte es düster in den Augen des Scheichs auf. Langsam und schwer ernst antwortete er:

„Danke mir nicht zu früh, Matadreo! — Du hast durch deine Bitte meine Seele zerschnitten. Einen schlimmen Handel hast du gemacht. Von dieser Stunde sind Abu Said und der Matadreo nur der Araber und der Franke. Möge dein Gott dich schützen, — die Marlesch haben keine Pflicht mehr gegen dich!“

Mit einer stolzen Bewegung wies der junge Scheich seiner Wirt zurück, der in seiner Herzensfreude ihm tausend Dank und Betenerungen aller Art ausdrücken wollte. Dann hüllte er sich in seinen Burnus und schritt dem Ausgang zu. Hier blieb er noch einmal stehen, sah den Zipfel seines Gewandes und bewegte ihn, als wolle er den Staub dieses Ortes von sich schütteln. Im nächsten Augenblick war er zwischen den Felsen verschwunden.

Betroffen blickte ihm der Matadreo eine Weile nach. Zu etwas wie einer dumpfen Sorge wußte in ihm aufsteigen. Über er war zu selig in diesem Augenblick, um lange trübe Gedanken nachzuhängen. Zoraide sein — o, das namenlose Glück!

Glühend warf er sich auf seine Knie, hob die Hände und flüsterte: „Allvater über dem Sternenmeer — ich danke dir!“

(Schluß folgt)

## Allerseelen.

Nach einer wahren Begebenheit. — Von M. Scharl.

(Nachdem verstorben.)

**G**in geheimnisvoller Klang tönt aus diesem Worte. Als Kind schon hatte sich bei mir die Meinung festgelegt, daß an diesem Tage die Seelen aller, welche einst gelebt, den Schein aller ihrer Leiden und Freuden, Tugenden und Laster wieder betrügen. Da war's mir immer, als fühlte ich ein sanftes Wehen, ein Raschen um mich her, und nun, wo ich die Mitte des Lebens bereits überschritten habe, kann ich mich noch immer nicht von diesen Gedanken freimachen.

Draußen segt der Novemberwind durch die Straßen. Damit wird es und alle, welche ihre lieben Verstorbene auf dem Friedhof besuchten, eilen heim. Einsam führe ich in meiner Stube. Und wieder wie als Kind ist es mir, als ob die Seelen aller, welche einst meinen Weg gekreuzt, sich um mich drängten. Zuerst die welche mir ganz nahe gestanden, mit welchen ich lange Zeit vereint gewandelt. Dann taucht sie und da eine Gestalt auf, flüchtig, traumhaft, Freunde, Bekannte, Gespielen aus der Kinderzeit, welche jung starben, ehe sie den Ernst des Lebens kennen gelernt. „Lieblinge der Götter“, wie die Alten sagten, und da auf einmal sehe ich ein liebes Gesicht, ein freundliches Auge vor mir auftauchen, mein liebster Geist. Ich sehe das alte Vorstadthaus mit den offenen Gängen, dem kleinen Hörtchen, in dem die großen Kubbäume stehen, die mit ihren Zweigen fast in die Fenster wachsen. Ich sehe die dunklen Seelen im Stiegenhaus, wo wir so oft Verstecken spielten, und vor allem sehe ich meinen Jugendfreund Fritz lebhaftig vor mir. Seine Mutter war nur eine arme Witwe, die von der Handarbeit und einer lärglichen Person sich mühselig fortbrachte und im Hause zu ebener Erde ein kleines Klämmchen mit ansteckender Kücke bewohnte. Aber der Fritz war mir der Kamerad, und auch meine Eltern hatten den zwar ärmlich aber stets rein gekleideten Jungen gern.

Sonntags war es immer am schönsten. Da kam eine einzige Verwandte von Frizens verstorbenem Vater — die Lindemann — ein schmächtiges, blaßes Mädchen, das in der kleinen Lehrlingsmädchen war. Ihre Eltern waren schon lange tot. Sie war im Waisenhaus erzogen, und da sie niemanden hatte, so brachte sie ihre freien Sonntagnachmittage bei Frizens Mutter zu.

Wenn die Fanny da war, war es besonders unterhaltsam. Da führten wir die Märchen alle auf. Es gab zwar stets nur die handelnde Personen, aber uns genügte es. Der Prinz, der die Königstochter erlöste, war immer der Fritz, die Königin却 war natürlich die Fanny, und die Rolle des bösen Barbaren wurde stets von mir gespielt.

Die Zeit verging und wir wurden älter. Fritz mußte zu einem Schneider in die Lehre, weil er zu einem anderen Handwerk schwach war. Fanny lernte tüten und arbeitete für einen Laden in der Stadt, und ich mußte im Gymnasium viel lernen. Es bestand zwischen uns noch immer die alte Freundschaft, aber wir sahen uns seltener. Als ich dann im Sommer mit meinen Freunden zu Verwandten aufs Land reiste, vergingen Monate, ohne daß ich von Fritz etwas hörte.

Als ich im Herbst zurückkam, beeilte ich mich, meinen Freunden auszuhuchen. Wie erschrak ich aber, als ich ihn sah! Er war am Sonntag und er zu Hause. Bleich und abgemagert saß er beim Fenster und starrte hinaus. Seine Augen waren eingetaut und etwas untagbar Müdes lag in seinem ganzen Körper.

Die ganze Liebe zu meinem Jugendfreunde brach bei mir her vor. Ich bat ihn, mir zu sagen, was ihm fehle. Vielleicht könnte ich ihm helfen. Und er erschloss mir sein Herz.

Dann und er hätten sich lieb, und er wäre mit ihr zu seiner Mutter gegangen, um sie um ihren Segen zu bitten. Er verdiente jetzt ein schönes Stück Geld, und auch die Fanny sei fleißig und in ihren Ansprüchen bescheiden. — Aber Frizens Mutter meinte, sie wären beide noch zu jung, und sie sollten mindestens noch zwei Jahre warten. Mit diesem Bescheid verließ Fanny Frizens Haus. Nun war sie fort, so war auch Frizens Mutter ganz außer sich. Sie habe niemals zu, daß ihr Sohn ein schwindfurchiges Mädchen heirate. Fannys Vater sowie alle ihre Geschwister seien an dieser Krankheit gestorben. Und Friz mußte ihr feierlich versprechen, daß er mit Fanny nicht mehr zusammenkommen wolle.

„Du siehst,“ sagte mein armer Freund, als er seine Geschichte beendet hatte, „daß mir wohl niemand helfen kann.“ Ich vertröstete ihn, so gut als es ging, zu trösten und verließ ihn.

Der Herbst verging, der Winter kam und mit ihm seine Zerreißungen. Ich sah Friz wohl öfter, aber immer nur flüchtig. Unsre Wege waren zu verschieden. — So kam das Frühjahr, der März mit seinen rauhen Lüsten, und da hieß es eines Tages, Friz wäre schwer erkrankt und würde wohl sterben müssen. Ich ließ mich nicht halten und eilte zu ihm hinunter. Bleich und regungslos lag er in den Kissen. Seine Mutter erzählte mir weinend, er hätte nie gesagt und sie habe, da er doch stets den ganzen Tag in der Arbeit sei, auch nie so recht bemerken können, daß er so elend aussiehe. Gestern abend, als sie von der Arbeit nach Hause kam, habe sie ihn bewußtlos am Boden liegend gefunden. Der schnell herbeigerufene Arzt behauptete, Friz müsse schon längere Zeit Blut gehustet haben. —

Täglich ging ich nun hinunter und brachte Wein, Nüthen, Früchte — aber mein Friz brauchte nichts mehr. Bewußtlos lag er da und atmete kaum. Da, auf einmal, am dritten Tag seiner Erkrankung, richtete er sich plötzlich auf, seine großen Augen blitzen ins Leere und freudig rief er: Mutter, die Fanny ist auch da! Dann ging es wie ein Leuchten über sein bleiches Gesicht, er fiel zurück und hatte ausgelitten . . .

In ganzen Hause gab es aufrichtige Trauer für Friz. Denn alle hatten den stillen jungen Menschen liebgewonnen. Seine Mutter war trostlos. Und am meisten schmerzte es sie, daß sie sein eigenes Grab kaufen konnte. „Unter ganz fremde Leute kommt mein armes Kind!“ jammerte sie immer und immer wieder.

Der Tag der Beiseitung kam und — o wunderbar geheimnisvolle Schicksalsfügung — als ich die Leichenhalle betrete, um die lieben Züge meines armen Freundes zum letzten Male zu sehen, erblickte ich zu seiner Rechten ein anderes Opfer des Alkoholismus, angebaut wie er und ein Bild des Friedens — seine Fanny!

Die Inhaberin des kleinen Stickeleigeschäftes, bei welcher Fanny gearbeitet hatte, war die einzige Leidtragende. Von ihr erhielten wir, daß zur selben Stunde und am selben Tage Fanny im Spital gestorben sei, als Friz verschied.

Nach der Beerdigung blieb ich noch lange an dem Grabe stehen und dachte daran, wie wir einst in unseres Lebens Lenz so fröhlich zusammen gespielt hatten. Und nun sollte ich sie nie mehr sehen! Eine unendliche Bitterkeit erfüllte mich. Warum mußten diese beiden, ohne das Glück gekannt zu haben? Warum war dieser beiden Leben nur eine Kette von Sorge, Kummer und Arbeit?

Da fiel mein Blick auf einen verwitterten Grabstein, der in der Nähe stand, und ich las:

Er wird trocknen alle Tränen,  
Dann wird es weder Schrei noch Dual,  
Noch Arbeit, noch Tod geben,  
Denn was gewesen, ist vorüber —

Und getrostet schritt ich heim. —

## Hygienische Winke für die Schulkindergarten.

Der Winter mit seinen vielen Erkrankungsgefahren bringt das Heer der kleinen Plägen in Gestalt von Schnupfen, Husten, Hals- und Mandelentzündungen für unsere Schuljugend mit sich, die diesen Übeln doppelt ausgesetzt sind, weil sie mein recht starke Konstitution und oft wenig abgehärtet sind, bei Wind und Wetter zu früher Morgenstunde hinaus müssen und in der Schule und Anstellung erleiden.

Um die letztere nach Möglichkeit zu vermindern, sollte man jedem Schulkinder seinen eigenen Trinkbecher und sein eigenes Handtuch mit in die Schule geben, denn diese beiden Gegenstände sind in der Schule nur zu oft die Träger von Bakterien und eben manche Ansteckung auf dem Gewissen.

Ein einfaches Aluminiumbecherchen in einem Beutelchen von einer Tasche ist das zweckmäßigste für die Schule. Es findet leicht

neben dem Federkasten im Tornister seinen Platz, während ein kleines Handtuch von der Innenseite des Tornisterdeckels gut verwahrt werden kann, entweder in einer Leinwandtasche, die man dem Deckelkutter annäht, oder durch zwei ebenda selbst bestellte Gurtsäcker, durch die das zusammengefaltete Tuch gezogen wird. Das Handtuch muß ein bis zweimal die Woche erneuert, der Trinkbecher täglich ausgewaschen werden und seine Hülle, bei der man das Wachstuch nach innen nimmt, ausgewischt werden. Ferner sollte mit Taschentüchern nicht gespart werden, und Tücher, die am Tage in der Schule benutzt werden, nach dem Heimkommen sofort in die Wäsche wandern.

Wenn man bedenkt, mit was allem das Taschentuch eines Schulkindes in Berührung kommt und wie es sehr oft auch als Staubblätter benutzt wird, dann wird man gern obigen Winke befolgen und den Mehrverbrauch an Taschentüchern zugestehen. Vor Auftritt des Schulweges ist es sehr empfehlenswert, das Kind mit kaltem Salzwasser gurgeln zu lassen. Das härtet die Schleimhäute des Halses ab und macht sie gegen die rauhe Morgenluft unempfindlicher, die um so mehr Schaden führen kann, wenn das Kind unmittelbar nach Genuss des heißen Frühstückstranks, also mit erhitzten Schleimhäuten, ins Freie geht.

Vor zu warmer Kleidung im Zimmer muß ebenfalls noch gewarnt werden. Lieber sei das Mäntelchen recht warm, damit der Unterschied zwischen der warmen Schulstundenlust und der Temperatur im Freien möglichst ausgeglichen wird.

Zum Schluss noch ein Wort über das Schuhwerk. Es sollte stets durch Behandlung des Oberleders mit warmem Rizinusöl und der Sohlen mit Leinölfirnis wasserfest gemacht werden und immer mit einer guten Einlegeohole versehen sein. Neuerdings verwendet man dazu vielfach Linoleum, das man sich aus in jedem Linoleumgeschäft erhältlichen Resten zu Sohlen zuschneiden kann. Diese Einlegeoholen ersparen die teuren und wenig haltbaren Korbsohlen völlig, sind sehr angenehm im Tragen und sehr dauerhaft. Bei nassen Wetter sollten stets mehrere Paar Stiefel im Gange sein und oft gewechselt werden. Die nicht benutzten Paare stopft man mit erwärmlten Kleinen- oder Sandäpfchen aus (erst die Einlegeoholen entfernen und besonders trocknen) und trockne sie, mit den Sohlen nach oben, in der Nähe (aber nicht unmittelbar) des Ofens. Trockene, warme Füße bleiben immer eine Hauptbedingung für unsere Schulkinder. A. Sch.

## Zeitvertreib

### Der unerreichbare Taler.

In die Mitte eines Tisches, genau unter die darüber hängende Lampe, legen wir einen Taler. Dann nehmen wir einen zweiten Taler, den wir an einen Zwirnsaden festgebunden haben, und legen ihn zu darauf, daß sich beide Münzen vollkommen decken. Den Zwirnsaden aber befestigen wir an der darüber hängenden Lampe, und zwar so, daß er eben angespannt ist, ohne daß der angebundene Taler etwa in die Höhe gehoben wird. Haben wir so alles vorbereitet, so fordern wir unsere Begleiter auf, den unteren Taler wegzunehmen; jedoch dürfen beim Wegnehmen weder der obere Taler, noch auch die Schnur berührt werden. Ferner ist es nicht gestattet, den unteren Taler etwa mit einem Lineal oder der gleichen wegzuziehen. Ebensoviel darf sich jemand einfallen lassen, den ganzen Tisch wegzutragen, auf dem der Taler liegen bleibt, während der andere ruhig weiter von der Lampe herabbammelt. Wenn wird ratlos sein und nach mancherlei vergeblichen Versuchen erklären, die Sache sei einfach unmöglich. Nun werden wir zeigen, daß es sehr wohl möglich ist, indem wir eine Feder in Wasser tauchen und den an ihr hängenden Tropfen von der Seite her auf den Aden fallen lassen, ohne ihn zu berühren. Es lassen sich auch noch andere Möglichkeiten denken, den Aden zu beleuchten, z. B. mit Hilfe eines jeden Röhrchen, wie man sie zum Füllen der Aschefächer benutzt, oder auch durch Aufziehen mit Hilfe eines Parfümierstäbchens und dergleichen. Sobald der Aden senkt ist, schwingt der obere, an ihm angebundene Taler selbst empor in die Höhe, so daß man jetzt den unten liegenden hervorziehen kann. Das ganze Kunststück besteht auf der Eigenschaft der Feder, sich beim Aufzwingen zu verlängern, eine Eigenschaft, die bei einer solchen Feder wie einem Federlöffel sich in besonderer Form zeigt.



# Unsere Bilder

**Ein Wilhelm-Busch-Denkmal in Wiedenbrück.** Am Wiedenbrück bei Stadthagen, dem Geburtsort von Wilhelm Busch, in dem Dichter ein Denkmal gesetzt worden, welches am Sonntag, den 14. September, feierlich enthüllt wurde. Das Denkmal ist ein Werk von Otto Ufer und Professor Gundelach, Hannover.

**Anderrohrhändler in den Mambarabergen von Deutsch-Sasfrisia.** Außerdem wird neben Mais, Reis, Hirse, Tabak und andern Kulturstücken vorzugsweise von den Einwohnern der Küstengebiete an den Gebirgsabhangen angebaut. Europäer besaßen sich damit fast gar nicht.

**William Gurney,** Bürgermeister von Nework, starb während einer Zeremonie am Herzblatt. Sein unerhörter Kampf gegen die New Yorker Korruptionsschweinheit und das vor drei Jahren gegen ihn verübte Revolventat haben den energischen, unbefleckten Mann weltberühmt gemacht.

**Das erneuerte Russendenkmal**

in Greiffenberg in Schlesien. Nach der Schlacht an der Bataille (26. August 1813) hatten 2000 Franzosen unter dem General Freymet auf ihrem Rückzug noch Sachsen in der Stadt Greiffenberg sich festgelegt. Der russische General St. Petersburg sie nach längrem Gefechte am 30. August. Hundert Jahre sind nun vergangen, seit 1833 lächerlich russische Krieger bei Eröffnung der von den Franzosen besetzten Stadt Greiffenberg den Helden Tod starben. Ein gemeinkames Grab auf diesem Kirchhof nahm sie auf. Patriotensfreunde legten den Namen darüber in den dreißiger Jahren ein Denkmal, dessen Errichtung an der fünfzigjährigen Wiederkehr des Kampftages unter Beteiligung der Kriegervereine und der Bürgerlichkeit feierlich begangen wurde. Krieger sind seitdem fünfzig Jahre verstorben. Aber die launigen russischen Krieger sollten nicht vergessen sein. Schon seit langerer Zeit hatten die kleinen beiden Kriegervereine beschlossen, das schamhaft gewordene Denkmal umzubauen, und am 31. August 1913 wurde das Denkmal zu Ehren der 63 russischen Krieger, welche, in Dienst ihres Vaterlandes, den Tod für die Bevölkerung ihrer Stadt erlitten, bei Glorienerklärung beider Särge unter Teilnahme der Behörden und der gesuchten Bürgerlichkeit feierlich enthüllt.

**Ein neuer österreichischer Kriegshafen an der Donau.**

Mit Rücksicht auf die letzten Balkanereignisse hat die österreichische Heeresverwaltung die Errichtung eines neuen Kriegshafens für die österreichische Donausotterie in Neustadt in Aussicht genommen. — Am nächsten Frühjahr soll bereits mit dem Bau der Hafenanlage begonnen werden. Unsere Aufnahme zeigt einen Blick auf die Donau bei Neustadt mit der Festung Petronawitz am gegenüberliegenden Ufer.

## Allerlei

**Mißverständen.** Hansfrau (zu ihrem neuen Dienstmädchen vom Lande): „Marie, da meinem Mann heute nicht wohl ist, legen Sie ihm heute abend eine Blaubeere ins Bett.“ — Marie: „Dennoch, gnädige Frau, Rotwein oder Weisswein?“

**Geschäftsstil.** Von meiner Näherrin erhielt ich auf meine Anfrage, ob sie am 6. d. M. zu mir kommen könne, folgende Antwort: „Sehr geehrte gnädige Frau! Leider kann ich vorläufig nicht zu Ihnen kommen, denn meine Tage sind geäthzt.“

**Gaffiniert.** „Wo sind denn Ihre Brustäuben, Frau Müller?“ — sagte Herrsgattin: „Die hat mein durchgebrannter Mann mitgenommen, damit er mir Nachrichten zugehen lassen kann, ohne daß man deren Herkunft zu bestimmen vermögt.“

**Eigentümliches Tanzlokal.** In der Zeit kurz vor Ausbruch der französischen Revolution war die Vogeltriebhoberei in Paris außerordentlich verbreitet, und zahllose Vogelhändler boten in den Straßen die gesiederten Sänger des Waldes zum Kauf an. Überall hüpfte und flatterte es in den kleinen engen Räumlichkeiten, den Spaziergängern oft zu peinlicher Beunruhigung. Für diese armen kleinen Gefangenen schlug plötzlich einmal die Befreiungsstunde. Die junge Königin Marie Antoinette hielt nach ihrer alltäglichen Riedertumst ihren feierlichen Kirchgang, und zur Feier dieses Tages wurden auf ihren Wunsch die zeitweilig bei den Händlern vorhandenen Vögel, etwa vierzehn an der Zahl, losgelassen und in Freiheit gelassen — ein zugröhrender Herzengut, wie deren das Leben der unglaublich vielverwandten Fürstin zahlreiche anzusehen hat.

**Zarte Aufmunterung.** Einer unserer bekanntesten Musikkapellmeister, der durch seinen Zarathusmus berühmt war, liebte es, daß bei der öffentlichen Aufführung eines Weißbartsveretes die Damen, meistens junge Mädchen aus den besten Gesellschaftskreisen, sich vor Beginn ihres Chorgesanges während der Orchesterintroduction rechtzeitig von ihren Plätzen erhoben. Gewöhnlich geschah dies erst wenige Tage vor Beginn des Chorgesanges, und dies wurde vom Dirigenten förmlich empfunden. Als sich die jungen Damen in der Generalprobe eines Chorwertes einmal wieder nicht rechtzeitig von ihren Plätzen erheben wollten, riefte er ab und sagte: „Aufstehen, meine Damen, aufstehen! Das Zirkusleben kommt später noch von selbst.“ A. M.

**Aus dem Storchleben.** Ein Vächter bei Hamburg hielt auf dem Hofe einen zahnigen Storch, zu diesem brachte er einen zweiten, einen wilden Storch, der dem zahnigen Gesellschaft leisten sollte. Mein dem zahnigen Storch misfiel diese Gesellschaft, er fiel über den wilden Storch her und mißhandelte ihn so nachdrücklich, daß dieser entfliehen mußte und ihm nur nach großen Mühen gelang. Ungefähr vier Monate später kam der wilde, nun von seinen Wunden geheilt, wieder auf den Hof zurück und brachte noch drei andere Störche mit. Raum aber hatten sie sich niedergelassen, so siedelten sie insgesamt über den zahnigen Storch her und tödeten ihn. Nach diesem Hochgericht entflohen die Möder.

## Gemeinnütziges

**Auchen von getrockneten Blumen.** Ein gewöhnlicher Fleischteller, der auf ein Blech getrieben und mit einem dünnen Briesbrei dünn bestreut. Auf diesen legt man entsteinte Blumen, die eine Nacht im Wasser eingeweicht waren, auf einen Gras aus dünnem Briesbrei, der mit Butter und Eiern vermisch ist, darüber, legt noch eine Butterstückchen oben auf und backt den Auchen im reichlicher Überzüge langsam gar.

**Gegen das Wolfskreisen bei Schafen.** Bei sich die täglich einmalige Verabreichung der dichtenfränkischen sehr gut bewährt.

**Wohrabissaltinge** müssen frischfrei überwintern. Sie eignen sich nicht wie andere Wohrabisse zum Auspflanzen. Man läßt am besten sehr lange Blätter ausschneiden und stellt die Blätter direkt unter Glas und zieht sie so, daß die Pflanzchen nicht zu früh beginnen.

**Zellerie** wählt vornehmlich im Spätsommer und Herbst in die Dicke. Zeitige Ernte ist durchaus unangebracht. Das Wohlabhuhn der Zellerie kann bedeutend gesteigert werden, wenn der Boden mit Kalk bedeckt wird. — Die in dieser Weise schwärzliche Erde absorbiert bedeutend mehr Wasser.

**Stallmist und Gründünger** müssen nach übergepflügt werden, sonst gehen sie großenteils für die nächste Frucht verloren. Zu ihrer Verarbeitung bedürfen sie der amöbährischen Lust, und die Lust kommt nur dann genügend an sie heran, wenn sie flach unter der Erdoberfläche ruhen.

**Ein bewährtes Hausmittel gegen Magenkämpfe** in ein Weckglas gleichen Teilen Schlagsamen und Baldrianzucker. Hierzu übergiebt man ein Glas mit  $\frac{1}{4}$  Liter kochendem Wasser, läßt 10 Minuten ziehen und prüft die Flüssigkeit ab. Sie wird in zwei Portionen innerhalb einer Stunde getrunken.

**Arithmograph.**

1	2	2	4	
4	2	3	6	7
1	2	3	4	5
4	7	5	6	7
5	6	6		

Zu den mehrfachen Querreihen wird berechnet: 1) Ein Stück, 2) Eine viertelmilliard, 3) Ein Hunderttausend, 4) Ein kleiner deutscher Rebenstaub, 5) Ein indisches Schätzchen, 6) Die beiden Darstellungen 1—7 geben je das selbe.

Durchschnitt 5,5.

**Schachlösungen:**

- Fr. 90.  
1. L a 6—e 2 droht 2. S a 3 matt.  
1. . . S d 2 z. S f 2 z. e f  
2. D e 2 z. D a 5. S g 2 z. matt.  
1. . . K f 2 z. T h 2 z. 2. S d 3 matt.  
Fr. 91.  
1. S h 7—g 5 droht 2. d 4 und 2. S f 3 matt.  
1. . . T i 8 z. L a 7 z. S d 3 z. S e 6 z.  
L x z; 2. d 4. S f 3 z. g 6. S i 7. D g 7  
matt. (NB. 1. . . T g 5 z. 2. D a 1)

**Richtige Lösungen:**

- Fr. 82. 8. Mann in Konzert.  
Fr. 83. x. Reinbold in Bonndorf. —  
x. Schmittzell in Seinsheim. —  
x. Diätiker in Tübingen. —  
x. Schammberger in Bönnig. —  
x. Kirchgaßifen und  
x. Giaret in Ratingen. —  
x. Stacett aus Augara.  
Fr. 84. 28. Schammberger, Bönnig.  
Matt in 1 Zügen.  
Aufführung folgt in nächster Nummer.

**Aufklärungen aus vorheriger Nummer:**

Der Homöopath: Lampen. — Der Schatzeder: Hand, Schloss, Handtasche.

Alle Rechte vorbehalten.